
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 50. Bromberg, den 14. Juni 1924

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(2. Fortsetzung.) —— Nachdruck verboten.)

III.

Seit vielen, vielen Jahren gehörten die Hasselrodes zu den beliebtesten und angesehensten Mitgliedern der Berliner Gesellschaft. Ihre Ehrenhaftigkeit, die Lauterkeit ihres Charakters waren über jeden Zweifel erhaben.

Auch das Bankgeschäft „Gebrüder Hasselrode" florierte. Das Geld strömte nur so daher. Man drängte sich förmlich dazu, um seine Ersparnisse, sein Vermögen dem wohlrenommierten Hause anzuvertrauen und betrachtete es als eine besondere Auszeichnung, wenn einer der beiden Inhaber, der Baron Herbert oder sein Bruder Bruno, sich zu einem Wink betreffs bester Anlegung von Kapitalien herbeiließ.

Schon unter dem verstorbenen alten Baron Udo hatte das Bankhaus einen guten Namen gehabt. Seine beiden Söhne jedoch hatten es erst auf seine jetzige, fast fabelhafte Höhe gebracht.

Einmal freilich — kurz vor dem auf Madeira erfolgten Tode des alten Barons — einmal hatte man von einem grauen Gespenst gemunkelt, das in den hohen Gewölben des Bankhauses herumhuschen sollte — von dem Gespenst „Sorge" und ihrem ganzen düsteren Gefolge. Ja, sogar von einem möglichen Bankerott.

Doch vielleicht waren dies nur Verleumdungen gewesen — in die Welt gesetzt von weniger erfolgreichen Konkurrenten.

Sicher war, daß nie ein Bankerott stattgefunden hatte, daß vielmehr das Bankgeschäft „Gebrüder Hasselrode" nach dem Tode des alten Barons immer größeren Aufschwung nahm.

Das Glück der beiden Brüder war fast sprichwörtlich geworden.

„Was Herbert und Bruno von Hasselrode in die Hand nehmen, das gelingt!"

So sprach der Volksmund.

Man hatte sich deshalb auch durchaus nicht gewundert, als der jüngere und kräftigere der Brüder sich vor etwa zehn Jahren nach Rio de Janeiro begab, um dort eine Filiale des Bankhauses in großem Stil einzurichten.

Vielleicht trug auch der Umstand zu der Abreise Bruno v. Hasselrodes bei, daß beide Brüder sich nie hatten recht vertragen können. Nicht etwa, daß sie sich zankten — o nein. Aber es mußte jedermann aus der näheren Umgebung der Brüder auffallen, wie sie ein häufiges Zusammensein mieden, wie besonders den Baron Herbert stets eine gewisse Nervosität befiel, wenn sein Bruder das Zimmer betrat oder gar längere Zeit in seiner unmittelbaren Nähe weilte.

Als Bruno vor zehn Jahren nach Brasilien abgedampft war, blieb sein älterer Bruder mit seinem damals kaum zwölfjährigen Töchterchen als einziger Bewohner der Riesenvilla im Tiergarten, die vorher beide Brüder inne gehabt hatten, zurück. Wagen und Pferde, ein Troß von Dienern und Kammerzofen — alles stand der jungen Baronesse zur Verfügung. Sie brauchte nur zu befehlen.

Und nicht nur die Dienerschaft war stets des Winkes ihrer jungen Herrin gewärtig. Auch der Baron v. Hasselrode selbst richtete sich in allem nach seiner Tochter.

Daß unter solchen Umständen die junge Baronesse nicht durch und durch verdorben wurde, sondern sich zu einem liebenswürdigen, natürlichen, warmherzigen Geschöpf entwickelt hatte, sprach für ihre außergewöhnlich guten Charakteranlagen.

An ihrem Vater hing sie mit schwärmerischer Verehrung. In ihm sah sie das Urbild der Ritterlichkeit und aller männlichen Tugenden und Ehrenhaftigkeit.

Vor etwa einem Jahre hatte Irmgard v. Hasselrode auf einem Juristenball den jungen Staatsanwalt Heinz Lingstedt kennen gelernt.

Er war der erste Mann, dem sie begegnete, der ihr nicht schmeichelte, auf den ihr Titel, ihr Reichtum keinen Eindruck zu machen schien. Was Wunder, daß die junge Baronesse sich in Gedanken mehr und mehr mit dem Manne beschäftigte und bald seine wirklich tüchtigen Eigenschaften herausfand.

Und auch der junge Staatsanwalt hatte bald angefangen, sich für die schöne, vielumschwärmte Irmgard v. Hasselrode zu interessieren — um ihrer selbst willen, nicht wegen der glänzenden Fassung, von der die edle Mädchenperle umgeben war.

Ohne daß es zu einer leidenschaftlichen Liebeserklärung gekommen wäre, fühlten die beiden jungen Menschenkinder bald, daß sie einander liebten, daß sie zusammengehörten. Und eines Morgens hatte Irmgard den Vater mit der Mitteilung überrascht, der junge Staatsanwalt Heinz Lingstedt werde im Laufe des Tages bei ihm um ihre Hand anhalten.

Zuerst war der alte Baron nicht übermäßig erbaut gewesen von diesem bürgerlichen Bewerber. Ihm dünkte kein Freier zu hoch für seine Tochter. Ein Adliger mußte es auf alle Fälle sein, oder ein Nabob, der im Golde wühlen konnte.

Als Irmgard jedoch glückstrahlend bei ihm eintrat, gefolgt auf dem Fuß von einem hohen, kräftigen, blonden Manne, aus dessen braunen Augen Offenheit und ein fester Charakter sprach, als sie die Hand des Geliebten ergriff, ihn vor den Vater führte und weich sagte: „Sieh, Vater — das ist der Mann, den deine Tochter sich fürs Leben erwählt, gib uns deinen Segen!"; als der junge Staatsanwalt ernst und doch mit heiterem Freimut hinzufügte: „Ich führe einen einfachen Namen, ich besitze auch kein Vermögen — aber ich liebe Ihre Tochter von ganzem Herzen, Herr Baron!" — — da hatte sich ein Lächeln über die welken Züge des alten Mannes geschlichen und er nickte Gewährung.

Das war vor etwa einem halben Jahre gewesen.

Seitdem ging der junge Bräutigam täglich in der Villa Hasselrode draußen im Tiergarten aus und ein, und der alte Baron schien nicht weniger zufrieden, als das Brautpaar selbst.

Die innigen Gefühle ihrem Verlobten gegenüber hatten Irmgards Liebe zum Vater durchaus nicht verringert. Im Gegenteil. Erst jetzt, da sonnigstes Herzensglück ihr Dasein verklärte, empfand sie so recht, wie einsam ihr treuer Vater im Leben dastand trotz seines Reichtums, da ihm schon nach kurzer Ehe die heißgeliebte Gattin durch den Tod entrissen worden war.

Irmgard entsann sich ihrer Mutter kaum. Nur wie ein Traum aus fernsten Kinderjahren grüßte ein stolzes, hohes Frauenbild zu ihr herüber. Aber der Vater mußte sie wohl leidenschaftlich, namenlos geliebt haben. Noch jetzt sah sie ihn oft vor ihrem Bilde stehen mit starren Augen und fahlen Wangen. Ja, einmal hatte sie ihn tief aufseufzen hören und schmerzlich flüstern:

„O, meine Juliane! Wenn du wüßtest! Wenn du wüßtest, was ich für dich getan!"

Armer Vater! Was mußte er gelitten haben! Und mit doppelter Liebe umfing sie den alten Mann, um ihm wenigstens etwas die frühverstorbene Gattin zu ersetzen.

So verging unter Frohsinn und hellstem Sonnenschein ein Tag nach dem andern in dem Leben der jungen Baronesse, — bis zu der Stunde, da jene seltsam ernste Frau, jene Salomea Alsen, ihren Weg gekreuzt hatte.

Ihr war, als ob sich seitdem eine Wolke auf den heiteren Himmel ihres Glücks herabgesenkt. Nicht kann sie die flammenden, schwarzen Augen vergessen, nicht die feierlich ernsten Worte:

„Ich will Ihre Ruhe nicht stören!"

Immer wieder versuchte sie es, den lähmenden Eindruck zu verscheuchen, den jene geheimnisvollen Worte auf sie gemacht hatten. Vergebens. Fester und fester prägten sie sich ihrem Gedächtnis ein. . . .

„Ich will Ihre Ruhe nicht stören! Ich will Ihre Ruhe nicht stören!!"

Mit dem Eigenwillen des verwöhnten Glückskindes beschloß sie endlich, sich wegen dieser sie quälenden Worte Gewißheit zu verschaffen.

Sie suchte in ihrem zierlichen Schreibtisch aus dem ungeordneten Haufen Briefe Salomea Alsens Schreiben heraus, in dem die junge Frau jene Zeitungsannonce beantwortet hatte, und an dessen Ende Salomeas Adresse angegeben war.

Rasch kritzelte sie auf einen parfümierten heliotropfarbenen Bogen ein paar Zeilen und adressierte sie an „Frau Salomea Alsen, Brunnenstraße 45".

Die Antwort traf umgehend ein.

„Ich werde morgen vormittag gegen zehn Uhr kommen. Salomea."

Nichts weiter.

In seltsamer Spannung wartete die vornehme Dame auf den angekündigten Besuch der schlichten Frau. Mit feinem Takt hatte Irmgard ein einfaches Wollkleid gewählt und keinen Schmuck angelegt. Sie wollte bei dieser Unterredung Salomea den großen Unterschied so wenig als möglich fühlen lassen, der zwischen der reichen Baronesse und der armen Malersfrau bestand.

Mit der den meisten reichen Leuten eigenen Gleichgültigkeit gegen die Zeit erwartete Irmgard auch von Salomea Alsen keine große Pünktlichkeit. Sie war also noch nicht mit der Toilette fertig, als der Diener morgens gegen zehn Uhr auf silbernem Tablett die unscheinbare Visitenkarte präsentierte.

Salomea war nicht wenig erstaunt gewesen, als sie die Aufforderung der Baronesse erhalten hatte. Zuerst wollte sie sie ignorieren. Aber je mehr der Tag vorgeschritten war, um so erregter wurde sie. Es war, als ob eine geheime Macht sie hinzog nach der Villa in der Tiergartenstraße. Mit ihrem Manne mochte sie nicht darüber sprechen. Wozu sollte er sich unnötig aufregen? Aber sie selbst mußte wissen, was die vornehmen Leute noch von ihr wollten. So schrieb sie denn die vorhin erwähnten wenigen Zeilen, die ihr Kommen meldeten.

Und nun stand sie wieder auf der Schwelle desselben Zimmers, das sie nie wieder hatte betreten wollen — aber ohne das bittere, gehässige Gefühl, das sie damals befallen hatte.

Wieder zwitscherten munter die Vögelchen in den vergoldeten Käfigen. Wieder kreischte der Papagei auf seiner Stange seine ohrenzerreißenden Willkommengrüße.

Nur, daß heute kein heller Sonnenschein hereinlachte durch weitgeöffnete Fenster.

Dunkles Gewittergewölk hing am bleiernen Himmel. Große Regentropfen klatschten an die geschlossenen Scheiben.

„Welche Freude würden Gert und Ilse an den Vögeln haben!" dachte mit leisem Aufseufzen die arme Mutter, indem ihr Blick an der Wand entlang schweifte und an einem lächelnden Mädchenbildnis hängen blieb. „Welch liebliches Kinderantlitz! Gewiß die junge Baronesse als ganz kleines Kind! Wie rosig das Gesichtchen aus dem Spitzenkleidchen hervorguckte! . . . Ach, Ilschen wäre sicher ebenso hübsch, wenn sie einmal in solch kostbarer Umhüllung steckte! Wenn —"

Da öffnete sich die Tür. Gewiß die Baronesse!

Salomea blickte auf.

Nein — nicht die Baronesse! Zwei Herren traten ein, in leise geführtem, ersichtlich erregtem Gespräch.

Sie schienen die Fremde dort hinten im Schatten der schweren Fenstervorhänge gar nicht zu sehen.

Salomea machte sich durch leises Hüsteln bemerkbar, um nicht unfreiwillige Zeugin eines nicht für ihr Ohr bestimmten vertraulichen Gesprächs zu sein.

Die beiden Herren verstummten.

Der ältere, große, etwas gebückt gehende trat näher an die dunkle Frauengestalt heran und sagte mit höflicher Verbeugung.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige! Sie wünschen gewiß meine Tochter zu sprechen. Jedenfalls wird sie sogleich erscheinen."

Der andere ging achtlos vorbei. Er würdigte die unscheinbar gekleidete Frau kaum eines Blickes, viel weniger eines Grußes.

Salomea saß wie erstarrt da. Ihr war, als stünde ihr Herz still. Ihr brennender Blick bohrte sich hinein in das dämmerige Halbdunkel des Zimmers, um die beiden Männergestalten deutlich zu erkennen.

Und wieder hörte sie jene freundliche, etwas krankhaft umflorte Stimme:

„Komm in die Bibliothek, Bruno! Wir können dort alles weitere besprechen!"

Salomea rührte sich noch immer nicht. Auch nicht, als die beiden längst das Zimmer verlassen hatten.

Ihre Brüder! Ihre Brüder!! Großer Gott!!!

Wie oft hatte sie sich gewünscht, den beiden einmal gegenüber zu stehen, ihnen einen flammenden Verachtungsblick zuzuschleudern, oder gar empörte, aus tiefstem Herzen hervorquellende Anklageworte!

Und nun? ...

Stumm saß sie da. Wie gelähmt fühlte sie sich! Die Kehle wie zugeschnürt! Erschlafft alles Fühlen und Handeln! ....

Erbärmliche Schwäche! ....

Diese tiefe Erregung zitterte noch in ihr nach als Irmgard bald darauf eintrat.

Mit freundlichen Worten eilte sie auf Salomea Alsen zu.

Doch sie fand kein Entgegenkommen.

„Sie wünschten eine Unterredung mit mir?" fragte Salomea kalt. Nichts weiter.

„Ja, liebe Frau Alsen."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Die junge Baronesse nahm Platz. Und auch Salomea setzte sich.

„Hm —" begann Irmgard ein wenig unsicher. — „Sie äußerten neulich einige Worte, die mich befremdeten."

„Ich wüßte nicht —"

„Sie sagten, Sie wollten die Stellung bei meinem Vater nicht annehmen, um meine Ruhe nicht zu stören."

„Jawohl. Das sagte ich."

„Was meinten Sie damit, Frau Alsen?"

Salomea schwieg kurze Zeit, wie unentschlossen. Dann erwiderte sie abweisend:

„Ich glaube nicht, daß ich Ihnen über meine Worte und Handlungen Rechenschaft schuldig bin, Fräulein von Hasselrode!"

Lebhafte Röte stieg in Irmgards Wangen.

„Sie haben mich mit jenen Worten beunruhigt," erwiderte sie erregt, „und ich verlange eine Aufklärung!"

„Sie verlangen eine Aufklärung?" wiederholte Salomea, das Wort scharf betonend, während ihre schwarzen Augen zu funkeln begannen.

„Ja."

„So entgegne ich Ihnen, daß ich diese Aufklärung verweigere."

Irmgard hatte sich erhoben. Der Stolz der Frau da vor ihr empörte sie und erfüllte sie zugleich mit Bewunderung. Am liebsten hätte sie ihr ein hochmütiges „Unverschämte! Was wagen Sie mir, der vornehmen Dame gegenüber?" ins Gesicht geschleudert und dann das Zimmer verlassen — — und blieb doch wie gebannt auf derselben Stelle, während ihre Lippen fast demütig flüsterten:

„Wenn ich Sie aber bitte, Frau Alsen? Herzlich und innig bitte? Werden Sie mir auch dann die gewünschte Aufklärung verweigern?"

Langsam wandte Salomea das Gesicht der Fragenden zu.

Und wieder starrten die beiden Augenpaare einander an — tief, forschend, durchdringend, als wollten sie ihre Kräfte messen...

Und merkwürdig — je länger die Blicke ineinander ruhten, um so mehr veränderte sich ihr Ausdruck.

Irmgards zuerst stumm bittender, fast ängstlicher Blick gewann an Festigkeit, während Salomeas zornflammende Augen langsam einen weichen Ausdruck annahmen. . . . .

Und plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, streckte Salomea beide Hände aus.

„Nein, Fräulein v. Hasselrode!" rief sie mit unterdrückter Leidenschaftlichkeit. „Ich verweigere Ihnen die gewünschte Aufklärung nicht. Sie sind gut und uneigennützig — ich lese es in Ihren Augen. . . . Darf ich ganz offen reden?"

„Ich bitte darum."

Irmgard zwang ihre Stimme zur Festigkeit, und doch zitterte eine leise Unruhe in ihr nach.

„Kommen Sie in mein Boudoir!" fuhr sie ernst fort, indem sie sich mit der Hand über die Stirn strich. „Das Vogel-

gezwitscher, das Geschrei des Kakadus — es tut mir wehe. Dort sind wir ungestört."

Damit schritt sie Salomea voran durch eine Flucht von Zimmern bis in das trauliche Boudoir.

Wie zarter rosa Duft umfing es die eintretenden Frauen. Lange rosaseidene, gestickte Vorhänge verhüllten zum Teil die hohen Fenster. Ein dicker, rosenroter Teppich mit eingewirkten, buntfarbenen Schmetterlingen bedeckte den Boden. Aus schwervergoldeten Vasen dufteten die herrlichsten exotischen Gewächse. Die mit zartrosa Seide ausgeschlagenen Wände zierten farbenprächtige Gemälde und kunstvoll bemalte venezianische Spiegel.

Mit einer stummen Handbewegung lud die Herrin dieses kosigen Raumes ihren Gast zum Sitzen ein.

Salomea nahm auf einem blumendurchwirkten Sammetdivan Platz, während Irmgard selbst sich etwas entfernt von ihr in einen niedrigen Fauteuil fallen ließ.

„Und nun, Frau Alsen, darf ich wohl um die Erklärung Ihrer mich befremdenden Worte bitten!" sagte sie freundlich, aber bestimmt.

Salomea nickte Zustimmung. Dann begann sie, ihre Lebensgeschichte zu erzählen — kurz, schlicht, ohne irgendwelche rednerische Floskeln.

Und je weiter sie sprach, je mehr sie das Elend schilderte, in das ihre arme, kranke Mutter durch jenes unbegreifliche Testament ihres Vaters gekommen, um so teilnehmender blickten Irmgards große Augen, um so beredter wurde der Ausdruck ihrer lieblichen Züge . . .

Jetzt hatte Salomea ihre trübe Geschichte beendet. Noch bleich von der tiefen Erregung, in die sie stets die Erinnerung an die Leiden der Mutter versetzte, starrte sie düster vor sich hin.

Leise stand Irmgard auf, ging auf die In-sich-Versunkene zu und legte die Hand auf ihren Arm.

„Wie traurig, wie unsagbar traurig! Wie konnte Ihr Vater so ungerecht handeln!"

Salomea zuckte zusammen.

„Ich glaube nicht an jenes Testament," stieß sie atemlos hervor. „Mein Vater liebte meine Mutter —"

„Ja, es ist seltsam, höchst seltsam!" gab Irmgard kopfschüttelnd zu. „Ich möchte mit meinem Bräutigam über Ihre Angelegenheit sprechen, liebe Frau Alsen. Er ist ein sehr geschickter Staatsanwalt."

„Um Gottes willen, nein!" rief Salomea mit allen Zeichen des Entsetzens. „Ich habe Ihnen meine traurige Lebensgeschichte erzählt, weil Sie es dringend wünschten! Kein anderer darf sie je erfahren. Vergessen Sie, was ich Ihnen mitteilte! Vergessen Sie alles — auch mich . . . Wir werden uns nie wieder im Leben begegnen . . . Ich bin tot für Sie. Verstehen Sie mich, Fräulein v. Hasselrode! Tot und begraben!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht.

Skizze von Else Framberg.

„O unerforschlich tief geheimnisvoller Grund
Wer tut der Welt dich kund?"

Wie immer am ersten Dienstag jeden Monats hatten sich auch an diesem Abend befreundete Gelehrte zusammengefunden. Ernst Amdag sprach über die Ergebnisse seiner neuesten, chemischen Forschungen, ein Gebiet, das den Professor beider Rechte Franz Horvius stets besonders fesselte. Aber seltsam — an diesem Abend ertappte er sich immer wieder, daß seine Gedanken abirrten, daß ihn jäh unerklärliche Unruhe befiel, die sein Herz härter klopfen ließ. Gegen 9½ Uhr wurde dieses rätselhafte Gefühl so heftig, daß er plötzlich aufstand, sich zu verabschieden.

„Aber Kollege!"

„Ich weiß selbst nicht, was heute mit mir ist. Ich bin zerstreut, das Herz rebelliert und ich fühle einen dumpfen Druck auf mir lasten. Es ist wohl das beste, ich lege mich schlafen," entschuldigte sich Horvius.

„Typische Symptome der Überarbeitung, lieber Freund. Ich habe Sie schon vor Wochen gewarnt," erwiderte der Mediziner ernst.

Horvius lächelte schwach. „Nächstens spann ich aber wirklich aus."

„Ja, nächstens, wenn Sie erst ganz zusammengeklappt sind," brummte Berth.

Draußen wehte ein scharfer Ost. Horvius atmete tief die harte, kalte Luft. Das tat wohl. Der dumpfe Druck begann zu weichen.

Bald hatte er den englischen Garten erreicht. Der Wind hatte aufgehört. Wie tot sich heute die Schneefelder des Parkes dehnten! Und schwärzer, unheimlicher als sonst standen an diesem Abend die kahlen Bäume gegen den dunklen Himmel. „Wie erstarrt in Totenklage!" dachte Horvius und das Wort klang seltsam stark in ihm nach.

Unbehagen überfiel ihn wieder. Hart hämmerte sein Herz. Waren nicht Schritte hinter ihm? Lautlose, gefahrdrohende Schritte?

Unwillkürlich begann er zu laufen. An der nächsten Wegbiegung stand er still. Kein Mensch weit und breit. Er strich sich über die Stirne. Ja, Berth hatte wohl recht, er war am Ende mit seiner Kraft, er mußte ausspannen — nicht nächstens, bald, sofort, sollten seine Nerven nicht ganz versagen.

Langsamer ging er weiter. Endlich hatte er den Monopterus erreicht. Wenige Minuten noch — dann war er zu Hause. Marianna wartete sicher auf ihn, wie stets, wenn er seinen Abend hatte. Marianna, seine Frau, sein Kamerad in bösesten Stunden — es wurde plötzlich ganz hell in ihm.

Schon konnte er sein Haus sehen. Fast alle Fenster lagen dunkel. Aus seinem Arbeitszimmer aber schimmerte Licht.

Die paar Schritte bis zu seinem Hause lief er fast, sprang die Treppen hinauf, immer zwei Stufen zugleich.

Er schloß auf. Alles blieb still. Hatte seine Frau sein Kommen überhört? Behutsam öffnete er die Türe zum Arbeitszimmer.

„Marianne!"

Sie antwortete nicht. Regungslos kauerte sie im hohen Ledersessel neben dem Schreibtisch.

„Sie ist eingeschlafen," dachte Horvius und schlich auf Zehen näher.

In jähem Erschrecken starrte er auf seine Frau. Sie schlief nicht. Sie hatte den Kopf ein wenig zur Seite gebogen und blickte mit hellen, seltsam durchsichtigen Augen vor sich hin. Ihn schien sie nicht zu sehen, seine Nähe nicht zu fühlen.

„Marianne!" stöhnte er angstgeschüttelt und faßte ihre kalte Hand.

Sie regte sich nicht. Aber jetzt — sie bewegte die Lippen.

„Hans Georg, ich helfe dir," sagte sie mit leiser, fremder Stimme.

Horvius taumelte zurück. „Hans Georg!" Seit zwei Jahren war der Name seines Sohnes nicht mehr in seinem Hause genannt worden. Er war tot — mußte tot bleiben — weil der Träger durch Taten seines Leichtsinns sich selbst aus dem reinen Kreise des Hauses gestrichen hatte.

Mit schmalen Lippen sah der Professor auf die regungslose Frau.

Dann wankte er zur Türe, mit bleischweren Gliedern. Er weckte das Mädchen.

„Fanny — meine Frau — sie ist krank geworden — wir müssen sie zu Bett bringen — schnell — den Sanitätsrat rufen."

Stunden, endlose Stunden schienen die Minuten bis zum Eintreffen des Arztes. Als er kam, lag Marianne immer noch regungslos, wie sie gebettet worden war, Totenblässe in dem schmalen Gesicht, immer noch mit offenen, hellen, seltsam durchsichtigen Augen.

Der Arzt blieb mit der Kranken allein. Horvius hatte sich in sein Arbeitszimmer geschleppt. Kaum, daß die Beine ihn noch bis zum nächsten Stuhl trugen. Dann saß er in dumpfem Brüten, bis der Sanitätsrat eintrat.

„Nun?" Er konnte nicht mehr fragen, es war, als presse ihm eine unbarmherzige Hand die Kehle zusammen.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Die Pulsfrequenz ist stark vermindert, die Temperatur 37. Das ist alles, was ich feststellen kann. Die Kranke muß vorher irgend eine schwere, seelische Erschütterung erfahren haben, eine andere Erklärung finde ich nicht."

„Vielleicht," sagte Horvius schwer. „Hans Georg", dachte er bitter. „Ich fand meine Frau schon in diesem Zustand."

„Ruhe, nur Ruhe! Es ist vorläufig das einzige, was ich verordnen kann."

Der Arzt war gegangen. Horvius saß wieder am Bette seiner Frau. Minuten — Stunden — er wußte es nicht.

Plötzlich zuckte er zusammen. Marianne hatte sich aufgerichtet, einen Augenblick nur, dann sank sie zurück.

Mit angehaltenem Atem beugte er sich zu ihr nieder. Jetzt öffnete sie die blassen Lippen.

„Pauzel, leb wohl!" sagte sie kaum hörbar. Aber das angespannte Ohr des Mannes hatte verstanden. Er krampfte die Hände ineinander. „Pauzel", das war Hans Georgs Kosename gewesen in seinen Kindertagen.

Ein tiefer Seufzer hob die Brust der Frau, sie wandte ein wenig den Kopf, die Augen schlossen sich.

Der Mann wagte kaum zu atmen. Qualvolle Angst hielt sein Herz mit unerbittlichen Händen umklammert.

Im Nebenzimmer schlug eine Uhr. Mechanisch zählte er die Schläge, zwölf langsame, dunkel schwingende Schläge.

Da — war es Täuschung? Langsam wich die Totenblässe aus Mariannens Gesicht, eine hauchzarte Röte erwachte.

„Marianne!“ flehte Horvius und fühlte, wie sein Herz in jäher Hoffnung hastete.

Sie öffnete die Augen, eines Atemzuges Länge nur. „Müde, so müde!“

„Schlafe nur, mein Liebling. Ich wache ja.“ Mit beiden Händen klammerte er sich an die Lehne des Stuhles. Das Zimmer begann sich um ihn zu drehen.

Dann löschte er die Lampe, daß selbst das abgedämpfte Licht seine Frau nicht wecke.

Im dämmernden Morgen warf er sich in den Kleidern auf das Bett. Er war müde — totmüde, und Marianne schlief.

Nach 8 Uhr fuhr er aus schwerem, träumedurchjagtem Schlafe auf. Die Frau schlief noch immer, tief und regelmäßig, die Farbe des Lebens auf den Wangen.

Geräuschlos verließ er das Zimmer.

Während er noch frühstückte, brachte das Mädchen eine Depesche.

„Ankomme 2 Uhr nachmittags, Richard.“

Horvius fuhr sich über die Stirne. Er seufzte. Zwei Jahre hatte er den Bruder nicht gesehen, gerade heute mußte er kommen, wo noch das Dunkle der Nacht Schatten warf.

Ehe er zur Bahn ging, erwachte Marianne an diesem Tage zum erstenmal für wenige Augenblicke. Überströmend vor Glück küßte er ihre Hände. Sie nickte ihm zu.

„Später“, sagte sie leise. Dann schloß die Müdigkeit von neuem ihre Augen.

Richard Horvius war gekommen. Ein schwerer Ernst lag über seinem Wesen, der dem Professor an dem allzeit heiteren Bruder fremd war. Forschend sah er ihn an.

„Nachher, laß uns erst bei dir zu Hause sein,“ antwortete Richard auf die stumme Frage.

„Nun sprich!“ bat Horvius, als sie sich im Arbeitszimmer gegenübersaßen. Ein unerklärliches Gefühl sagte ihm, daß ein Zusammenhang bestand zwischen dem Schicksal seines Hauses und der Botschaft, die sein Bruder brachte.

Richards Blick ging an ihm vorbei.

„Es ist so entsetzlich, Franz . . . heute nacht . . . Hans Georg . . .“ Er stockte.

„Sprich weiter! Foltere mich nicht!“

„Er starb . . . starb für mich,“ sagte Richard leise.

„Starb? Für dich?“ Der Bruder schüttelte den Kopf.

„Die Lumpen hatten einen Überfall auf mich geplant. Sie vermuteten die Gelder meiner Konzertreise bei mir. Hans Georg kam dazwischen, hatte er von dem Komplott erfahren, war es Zufall, ich weiß es nicht. Er erhielt den Schlag, der mir gelten sollte.“

„Wann?“ fragte der Professor mit nach innen gewandtem Blick.

„Die Tat muß kurz vor 12 Uhr geschehen sein. Mich hatte gerade an diesem Abend ein Freund im Auto heimgebracht. Einen der Lumpen hat man, seinem Komplizen ist man auf der Spur.“

Professor Horvius legte die Hand über die Augen. Seine hohe Gestalt sank in sich zusammen. Die Schultern zuckten leise.

Schweigen wuchs um die Brüder.

Endlich stand Franz Horvius auf. „Ich will zu Marianne hinüber gehen.“ Es klang, als ob er geweint hatte.

Sein Bruder nickte stumm. Was vermochten hier Worte!

Die Frau lag mit wachen Augen in den Kissen. Erschüttert sank der Professor am Bette nieder. Sie richtete sich ein wenig auf und barg seinen Kopf zwischen ihren Händen.

„Du hast Nachricht von Hans Georg?“

Er fragte nicht, woher ihr dies Wissen kam, nickte nur stumm.

„Er ist tot.“

Marianne hielt noch immer den Kopf des Mannes in ihren Händen. Ihre Augen aber sahen über ihn hinweg, in eine wesenlose Ferne.

„Ich weiß,“ sagte sie leise. „Letzte Nacht. Ich war bei ihm, half ihm das Schwerste überwinden. Er starb leicht, der Mörder führte den tödlichen Schlag sicher.“

Horvius schauerte zusammen. War dies alles Traum oder Wirklichkeit? Oder beides?

Marianne ließ die Hände sinken. Es war, als spräche sie zu sich selbst.

„Hans Georg rief mich. Weißt du nicht — wir Söderbloms waren immer stark im Tode, in unserer letzten Stunde hatten unsere Wünsche durch Geschlechter hindurch zwingende Kraft.“

Ihre Worte verklangen in Schweigen.

In Horvius wirrte es durcheinander. Ungläubig Belächeltes trat ihm in dieser Stunde als unfaßbares Geschehen entgegen. Schleier hoben sich — neue Schleier sanken — wo blieb kühl wägendes Wissen — was war Forschen — alles rann ineinander vor der unerkannten Macht hinter den Schleiern.

„Ich beuge mich,“ sagte er endlich schwer und es klang, als wäre das letzte Glied einer langen Gedankenkette Wort geworden. Er sah auf seine Frau und fühlte sich in diesem Augenblick so eins mit ihr wie nie zuvor. Letzte Erkenntnis, vielleicht auch nur Ergebenheit einem unabwendbaren Großen gegenüber, band sie.

Er richtete sich auf und ging, trotz aller Dunkelheiten von einer seltsam starken Ruhe erfüllt, hinüber, den Bruder zu rufen. („Rhein. Westf. Ztg.“)

Blitzschutz unter Bäumen.

Bei der beginnenden Gewitterzeit ist es angezeigt, darauf hinzuweisen, daß man sich nicht unter Bäume stellen soll, wenn es blitzt. Es ist aber vielfach ein Vers verbreitet, der statt einer Anweisung zum Blitzschutz gerade das Gegenteil erreichen kann. Er lautet:

„Von den Eichen sollst du weichen,
Und die Weiden sollst du meiden,
Vor den Fichten sollst du flüchten,
Doch die Buchen darfst du suchen.“

Dieser Vers hat zu dem Glauben geführt, daß die Buche ein blitzsicherer Baum ist; indessen hat die Forststatistik gelehrt, daß sie zwar weniger als die meisten anderen Baumarten getroffen wird, aber keineswegs ganz verschont bleibt. Außer ihr gibt es noch einige andere Baumarten, die ebenfalls seltener vom Blitz heimgesucht werden. Alle Bäume ohne Unterschied sind aber dann gefährlich, wenn sie einzeln stehen, z. B. an Landstraßen und an Feldwegen, oder, wie in manchen Schonungen, ihre Nachbarn überragen, oder wenn sie an Wasserläufen oder nassen Wiesen oder Sümpfen stehen. Diese Erfahrungen hat ein Mitarbeiter des Südtiroler „Landsmanns“ in folgenden Merkvers zusammengefaßt:

Das Nadelholz, Eiche nebst Pappel und Weiden
Sowie noch den Birnbaum mußt durchaus du meiden.
Bei Hainbuche, Hasel, Kastanie und Buchen
Und auch unter Erlen magst Blitzschutz du suchen.
Doch hast du dein Leben nur etwas gern,
So halte dich auch von diesen fern —
Besonders wenn einer einzeln steht,
Weil dorthin am liebsten der Blitzweg geht.

Auf freiem Felde vermeide man es, der höchste, alleinstehende Körper zu sein, und lege sich lieber auf die Erde, wenn man auch naß wird. Ebenso gefährdet sind im Freien Menschengruppen.

Bunte Chronik



*** Ein hundertzehnjähriger Greis gestorben.** In Omsk ist dieser Tage ein hundertzehnjähriger Mann, ein gewesener polnischer Revolutionär, der seinerzeit wegen Teilnahme an dem letzten polnischen Aufstand im Jahre 1863 nach Sibirien verbannt wurde, gestorben. Der Mann, der Schebeko hieß, war ungewöhnlich stark gebaut, diente als Hausbesorger, rauchte viel und war auch kein Verächter von Alkohol. Die Omsker Universität interessierte sich für die Leiche und ließ sie sezieren. Es wurde festgestellt, daß der alte Mann weder an einer Arterienverkalkung noch an Herzverkalkung litt und daß der Tod infolge Aufhörens der Tätigkeit der Sekretionsorgane erfolgt ist.

•

*** Der längste Tunnel der Welt.** Am 10. November 1920 wurde mit den Arbeiten eines zur Wasserversorgung der Stadt Neuyork gehörenden Tunnels begonnen, und nach rund 27 Monaten der Durchschlag vollzogen. Mit einer Länge von 29,4 Kilometer ist dieser Tunnel der längste der Welt; er übertrifft den bis jetzt längsten, einen ebenfalls zur Wasserversorgung von Neuyork gehörenden Tunnel um 15,5 Meter. Bei den Tunnelarbeiten wurde nach einem Bericht in der Zeitschrift „Gas- und Wasserfach“ im ganzen etwa 438 000 Kubikmeter Fels ausgebrochen. Das Tunnelprofil hat Hufeisenform; seine größte Höhe ist 3,50 Meter, seine größte Breite 3,12 Meter.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H in Bromberg.